

„Das war fürchterlich“

Als Kinder überlebten sie die Lager der Deutschen. Gestern gedachten die russischen Frauen in Zeithain ihrer Angehörigen. Das Erinnern tut noch weh.

VON JÖRG MARSCHNER (TEXT)
UND ROBERT MICHAEL (FOTO)

Das Gehen fällt Valentina Abramowa schwer. Die 80-jährige braucht einen Stock. „Mach das nicht, das wird zu viel für dich“, hatte ihr zu Hause am Ladogasee in der Nähe von Sankt Petersburg die Tochter geraten, als es um die Reise nach Deutschland ging. Sie hatte nicht nur physische Bedenken. Sie fürchtete auch die seelische Belastung. Denn ihre Mutter war schon einmal in Deutschland, als Kind, zwei Jahre als Kinderhäftling zusammen mit der Mutter in einem Chemnitzer Zwangsarbeitslager. Valentina Alexandrovna Abramowa ist doch gefahren. Und nun sitzt sie am Mittwoch im Radebeuler Lößnitzgymnasium vor der Klasse 10/2, erzählt ihre Geschichte, und es ist so still, dass selbst das Fallen einer Stecknadel zu hören wäre.

„Schon im Juli 1941 flogen die Deutschen über unser Dorf“, beginnt sie mit klarer Stimme. Eine Studentin von der TU übersetzt. Die Familie wohnte in Klewenez in der Region Nowgorod. „Als im August die Deutschen kamen, sind alle in den Wald geflohen, aber lange konnten wir nicht bleiben, der Hunger trieb uns wieder raus, viele Häuser waren abgebrannt.“ Es folgen zwei Jahre Leben unter deutscher Besatzung, bis 1943 plötzlich der Befehl kommt, dass sich alle Einwohner im nächstgelegenen größeren Ort melden sollen. Weiter ging es mit Lastwagen zur Eisenbahnstation und auf Güterwaggons. „Ich war damals acht und meine ältere Schwester 15.“

Der Zug brachte sie in ein Lager in Lettland und ein paar Monate später nach Deutschland. Wie lange sie unterwegs waren, kann Valentina Abramowa nicht sagen. Aber an eines erinnert sie sich genau: „Bei einem Halt wurden wir von oben hinten mit Chemikalien überschüttet, das

Das Kriegsende 1945 in Sachsen Mit SZ-Lesern auf Spurensuche

brannte in den Augen, und die Haut juckte.“ Sie denkt, dass das kurz vor Deutschland passierte. „In Chemnitz kamen wir in ein großes Haus, das bot Platz für 280 Leute. Geschlafen haben wir in dreistöckigen Betten in einem riesigen Raum, an einer Wand war so was wie eine Bühne. Mutter arbeitete in einer Fabrik, in einem Rüstungsbetrieb.“ Sie wurde wie alle Erwachsenen von Wachleuten abgeholt. Die Kinder kamen tagsüber in ein Lager außerhalb der Stadt.

Ohne die Zwangsarbeiter wäre Deutschlands Wirtschaft aufgeschmissen gewesen. Für Dresden spricht ein erster zusammenfassender Bericht aus dem Jahr 1946 von 32.000. Für Chemnitz schätzen Forscher die Zahl ebenfalls auf mehrere Zehntausend, von denen 248 – darunter 42 Frauen und zwölf Kinder – diese Zeit nicht überlebten. Schläge oder andere körperliche Gewalt lernten Valentina und ihre Familie nicht kennen. Nur über das Essen klagt sie. „Das war schlecht. Meist gab es nur eine Suppe mit Gerstengrütze oder mit einer Sorte Rüben, die bei uns die Schweine kriegten. Brot gab es immer nur ein kleines Stück.“ Aber gerade das mögen die Russen besonders. „Es gab auch Deutsche, die uns manchmal ein Stück zusteckten. Das war aber verboten. Als die Rote Armee kam, wussten wir vor Freude nicht, was wir machen sollten.“

Valentina Abramowa erzählt das alles sehr ruhig, nahezu ohne Emotion. Doch als sie von der Heimkehr berichtet, kommen ihr die Tränen. Das Dorf ist total zerstört, und viele, die sie liebte, gibt es nicht mehr. Der Vater war schon 1941 gefallen, auch seine drei Brüder haben den Krieg nicht überlebt. Einen mochte sie besonders, er hatte ihr immer Holzspielzeug geschnitzt. Er war als Partisan gefallen.

Frau Abramowas Geschichte ist kein Einzelschicksal. Mit ihr sind zum 70. Jahrestag des Kriegsendes drei weitere ehemalige Kinderhäftlinge nach Sachsen und ins Lößnitzgymnasium gekommen: Nina Petrowna Apenkina, 80, heute zu Hause in Serpuchow, einer Großstadt 90 Kilometer südlich von Moskau, wurde mit der Mutter und vier Schwestern zwangsverschickt nach Gera. Sie erinnert sich an die Fahrt: „Wochen zwischen Angst und Hunger.“ Unterwegs wurden die Kinder einmal von der Mutter getrennt, „das war fürchterlich,



Valentina Abramowa, Valentina Gostitshewa, Nadeshda Kusina und Nina Apenkina (v. l.) waren Kinderhäftlinge. Gestern legten sie in Zeithain weiße Rosen nieder.

ich hab geschrien wie ein Tier“. Bei einem Aufenthalt in Estland gab es „wochenlang nur Fischbrühe, ohne Brot, sonst nichts“. In Gera arbeitete die Mutter in einer Textilfabrik. „Sie hat sich sehr angestrengt und das kam auch uns Kindern zugute.“ Ab 1944, da war Nina zehn, musste sie mit in die Fabrik und den Erwachsenen helfen.

Auch in der Sowjetunion errichteten die Deutschen große Zwangsarbeitslager. Nadeshda Kusminshina Kusina, ebenfalls aus Serpuchow, wurde 1941 als Dreijährige zusammen mit der Mutter ins Lager Roslawl deportiert und im Herbst 1943 befreit. Valentina Aleksandrovna Gostitshewa war erst zwei, als sie mit ihrer Mutter und allen Einwohnern ihres westrussischen Dorfes 1942 in ein Zwangsarbeitslager nahe des weißrussischen Pinsk verschleppt wurde. Im Sommer 1944 wurde sie von der Roten Armee befreit. Allein im Gebiet von Moskau leben noch über 10.000 ehemalige Kinderhäftlinge aus deutschen Lagern.

Was die vier Frauen gestern sehen und erfahren in Zeithain bei Riesa, wo die Wehrmacht des Dritten Reiches noch vor dem Überfall auf die Sowjetunion mit dem Bau eines großen Kriegsgefangenenlagers begann, erschüttert sie. Schweigend gehen sie den breiten Weg des Ehrenhains auf das hohe Monument zu. Schon im Juli 1941 kam in Zeithain der erste Transport mit etwa 2.000 sowjetischen Kriegsgefangenen an; mit jedem Monat wurden es mehr. Die Lage verschlechtert sich. Das Lager ist noch lange nicht fertig.

Im Dezember 1941 werden wegen einer Fleckfieberepidemie über 10.600 Gefangene weitgehend sich selbst überlassen, die inneren Tore werden geschlossen. Als sie nach drei Monaten wieder geöffnet werden, leben nur noch an die 3.700. Hunger, Durst und mieseste Hygienebedingungen

führen auch danach selbst bei geringeren Erkrankungen oft zum Tod. Ab Februar 1943 fungiert Zeithain ausschließlich als Kriegsgefangenen-Reservelazarett mit 7.700 Betten. Bei der Zwangsarbeit verunglückte oder erkrankte Gefangene sollen wieder fit gemacht werden für deutsche Unternehmen; denn je länger der Krieg dauert, umso weniger deutsche Hände gibt es für die Betriebe.

So wird Zeithain zum Sterbelager mit täglich zehn bis zwanzig Toten. Insgesamt mindestens 25.000 Angehörige der Roten Armee, eher noch mehr, und über 900 Soldaten aus anderen Ländern sind hier gestorben. Ganz genau weiß man es immer noch nicht. Immerhin, die Namen von über 23.000 wurden inzwischen durch die Stiftung Sächsische Gedenkstätten exakt ermittelt und stehen nun auf den großen schwarzen Tafeln links und rechts des Weges, den die vier Russinnen gerade gehen.

Über 300 Menschen kommen mit ihnen, um der Toten zu gedenken an jenem Tag, an dem vor 70 Jahren für das Kriegsgefangenenlager Zeithain die Stunde der Freiheit schlug. Großes Protokoll ist angesagt mit vielen Politikern und Diplomaten, Kränze werden niedergelegt und Reden gehalten. Gedenken solle das Nachdenken fördern und uns mahnen, die Mitmenschen in ihrer Würde zu achten, sagt Ministerpräsident Stanislaw Tillich. Zeithain stehe auch dafür, dass von über fünf Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen mehr als drei Millionen in deutscher Lagerhaft gestorben sind, erinnert Landtagspräsident Matthias Rößler.

Viele gedenken auch ganz privat ihrer Angehörigen. Für Larissa Nowikowa ist dieser 70. Jahrestag Anlass, die nicht gerade billige Reise aus Moskau anzutreten. Ihr Vater ist in Zeithain gestorben, „wahrschein-

lich an Tuberkulose, am 22. September 1943, Papa war da 32 und ich gerade vier“. Das Datum weiß Frau Nowikowa so genau, weil sie die Zeithainer Personalakte mit dabei hat, auch Fotos hat sie mit auf die Reise genommen. Sie zeigen einen fröhlichen jungen Mann.

Katja Kulakowa geht nach dem offiziellen Gedenken von einer Namenstafel zur nächsten. Sie sucht Boris, ihren Großvater. „Deduschka geriet schon im September 1941 in deutsche Gefangenschaft nach Zeithain. Am 13. Dezember des gleichen Jahres ist er gestorben, wahrscheinlich an der Fleckfieberepidemie“, erzählt die 39-jährige Ukrainerin. Seit sieben Jahren lebt und arbeitet sie in Dresden. Auch das hat mit Zeithain zu tun, denn schon vor Jahren hat Katja Kulakowa beim Gestalten von Ausstellungen der Gedenkstätte mitgeholfen. „Dabei lernte ich meinen deutschen Mann kennen, wir heirateten und haben zwei Kinder. Unsere Familie ist sozusagen die ganz persönliche Versöhnung.“

Auf der Tafel mit der Nummer 35 findet Frau Kulakowa schließlich den Namen ihres Deduschka und kann die roten Rosen niederlegen.

Die vier Frauen aus Russland, die Deutschland hautnah bisher nur aus der Perspektive eines Zwangsarbeitslagers kannten, sitzen beim Gedenken mit in der ersten Reihe. Diese Stunde der Versöhnung über Gräber hinweg hat sie – wie sie danach sagen – tief bewegt, und sie werden sie mitnehmen in ihre Heimat.

Als sie ihre Reise zu den Deutschen und in deren Land antraten, waren sie sehr aufgeregt und ziemlich unsicher. „Wollen die von uns überhaupt noch was wissen, werde ich das Erlebte richtig rüberbringen können?“, fragte sich nicht nur Frau Kusina. Nun, da der fünfte Tag ihres einwöchigen Besuchs zu Ende geht, stellen sie diese Fragen nicht mehr. Sie spürten viel Interesse für ihr Schicksal. Sie erlebten in Pirna, in Dresden, Radebeul und Zeithain, dass die Opfer ihres Landes nicht vergessen sind. „Für mich war das Schönste“, sagt Frau Abramowa, „dass wir viele Menschen kennenlernten, die genau wie wir wollen, dass Russen und Deutsche miteinander in Frieden leben.“ Schließlich habe sie Sohn und Tochter, vier Enkel und vier Urenkel. Sie sollen nicht erleben, sagt sie, was die Kriegsgeneration durchmachen musste.

Über diesen Erfolg der Reise freut sich eine Deutsche ganz besonders. Das ist die 83-jährige Dresdnerin Hannelore Danders. Sie hat die Reise gemeinsam mit ihrem kleinen, aber überaus rührigen Verein organisiert. Er trägt den Namen „Gesellschaft zur Hilfe für Kriegsveteranen in Russland“ und hat seit 1993 fast 100 Eisenbahncontainertransporte mit Hilfsgütern vor allem für Hospitäler auf den Weg gebracht. „Zum Glück haben uns Stiftungen bei der Finanzierung der Reise geholfen“, sagt Hannelore Sanders. Nachfragen bei staatlichen und kommunalen Stellen waren leider vergebens gewesen.

Meist gab es nur eine Suppe mit Gerstengrütze oder mit einer Sorte Rüben, die bei uns die Schweine kriegten.

Valentina Abramowa, Kinderhäftling



Befreite Kriegsgefangene des Lagers Zeithain genießen 1945 die Frühlingssonne, viele sind krank und unterernährt.

Foto: Stiftung Sächsische Gedenkstätten